Zolles noch 300 000 bis 350 000 Zentner amerikanischen Schweinefleisches in Deutschland eingeführt.

Bei der Gelegenheit wollen wir nicht zu erwähnen unterlassen, daß der Exkanzler in seinem hamburger Leibblatte eine Ansteckung des deutschen Viehes von der Zulassung der amerikanischen Schweine befürchtet. Er bleibt sich getreu.

Der **Justizminister** hat — vermutlich durch das einseitige Vorgehen der Staatsanwaltschaft gegen die „National-Zeitung" in dem Jäger Puttlitzschen Falle veranlaßt — folgende **Verfügung an sämmtliche Beamte der Staatsanwaltschaft erlassen:**

Durch die Zirkularverfügung vom 11. November 1865 sind den Beamten der Staatsanwaltschaft die Grundsätze mitgeteilt, nach welchen zu verfahren ist, wenn ein Artikel strafbaren Inhalts in mehreren Zeitungen Aufnahme gefunden hat. Diese Grundsätze haben nicht immer Beachtung gefunden und es haben deshalb wiederholt in Spezialfällen die beteiligten Beamten auf dieselben aufmerksam gemacht werden müssen. Der Justizminister nimmt hieraus Veranlassung, die nachstehenden sachgemäß ergänzten Bestimmungen der in Rede stehenden Zirkularverfügung sämmtlichen Beamten der Staatsanwaltschaft in Erinnerung zu bringen:

Wenn ein Zeitungsartikel, welcher zu einer strafgerichtlichen Verfolgung Anlaß giebt, sich als Abdruck eines in einer anderen inländischen Zeitung veröffentlichten Artikels bezeichnet oder in sonstiger Weise auf eine andere inländische Zeitung als Quelle verweist, so hat der Staatsanwalt zugleich auch über die strafgerichtliche Verfolgung der als Quelle angegebenen Zeitung Beschluß zu fassen, sofern diese Zeitung innerhalb seines Amtsbezirks erscheint. Trifft letztere Voraussetzung nicht zu, so hat er dem zuständigen Staatsanwalt ungesäumt Mitteilung zu machen und dieser sodann die strafgerichtliche Verfolgung zu veranlassen. Ist der benachrichtigte Staatsanwalt hiervon abzusehen zu müssen, so ist von ihm die Entscheidung des vorgesetzten Ober-Staatsanwalts einzuholen, welcher, sofern er die Meinung des Staatsanwalts teilt, dem Justizminister über den Fall Bericht zu erstatten hat.

Berlin, den 2. September 1891. Der Justizminister. von Schelling.

In **Schwarzenau** sollen, wie uns ein Telegramm aus Wien meldet, **wichtige Verhandlungen** stattfinden und hierbei die beiden Kaiser Franz Josef und Wilhelm mit König Humbert, der den Ministerpräsidenten Rudini nach dem königlichen Sommersitz Monza berief, in Fühlung stehen.

Das türkisch-russische Abkommen bezüglich der **Durchfahrt durch die Dardanellen,** ist noch Gegenstand der Erörterung in der Presse. Die beruhigenden Aeußerungen offiziöser Charakters der „Nordd. Allg. Ztg." sind nicht sehr wirkungsvoll gewesen; ob die wiener „Pol. Corr." mehr Erfolg erzielen wird, muß abgewartet werden. Sie tritt

der Auffassung, als ob durch die jüngste Vereinbarung mit Rußland in der Dardanellenfrage die Grundsätze der bestehenden Verträge eine Erschütterung erfahren hätten, mit Nachdruck entgegen. Es würden durch dieselbe Rußland keinerlei neuen Rechte eingeräumt, sondern nur einzuhaltende Normen endgültig festgestellt. Niemand dürfe der Pforte zumuten, daß sie sich bereit finden ließe, durch eine Sondervereinbarung die ihr durch internationale Verträge gewährleisteten Rechte, somit ihre eigenen Interessen preiszugeben. Die Pforte habe Rußland nur jene Erleichterungen gewährt, auf welche es vermöge seiner geographischen Lage für seine Handelsbeziehungen legitimen Anspruch habe.

Die hochkonservative „St. James Gazette" dagegen schreibt:

Die offiziöse Mitteilung über das türkisch-russische Abkommen scheint die Meldung des „Standard", die Pforte habe Rußland in der Dardanellenfrage völlig nachgegeben, eher zu bestätigen, als zu widerlegen. Die Türkei konnte Rußland nicht offen das Recht einräumen, Kriegsschiffe durch die Meerengen zu senden; allein die Türkei kann beide Augen zudrücken. Das ist, was vereinbart worden ist: Kriegsschiffe sollen Freiwilligen-Schiffe, ihre Mannschaften ausgediente Soldaten oder Sträflinge unter militärischer Bedeckung genannt werden; Rußland soll einen Vorwand finden und die Türkei soll keine Nachforschungen halten. Die öffentlichen Verträge, zu deren Zukraftsetzung Europa das Recht und die Macht besitzt, sollen nicht zerrissen werden; sie werden einfach umgangen.

Es muß dabei freilich darauf hingewiesen werden, daß England in erster Linie beteiligt ist. Was einstweilen die deutsche Regierung kalt lassen kann, um nicht die Orientfrage aufzurollen, berührt dagegen England sehr empfindlich. Die Herren in Downingstreet werden sich daher zum Vorantritt entschließen müssen und nicht glauben dürfen, daß der Dreibund für sie die Kastanien aus dem Feuer holen wird.

Wir sind, wie wir wiederholt betonen, nicht beunruhigt, aber das Uebereinkommen ist doch recht eigentümlich. Nach demselben ist die Türkei verpflichtet, sobald der russische Botschafter die Erklärung abgiebt, die an Bord eines Schiffes der freiwilligen Kreuzerflotte befindlichen Truppen seien zur Bewachung der mitgeführten Sträflinge bestimmt, das Schiff passiren zu lassen. Wie nun, wenn diese Angabe den Tatsachen nicht entspricht oder wenn die Zahl der Bewachungstruppen außer allem Verhältniß zur Zahl der Sträflinge steht? Was der Transport von Rekruten scheint nach der aus Konstantinopel vorliegenden Depesche zu derjenigen Dingen zu gehören, welche die Pforte in Zukunft nicht mehr verwehren darf, und man wird also genötigt sein, mit Militär vollgepfropfte Dampfer der freiwilligen Kreuzerflotte als Handelsschiffe anzusehen. Nicht minder groß ist das Rußland in Bezug auf den Rücktransport von verabschiedeten Soldaten gemachte Zugeständniß. Ob die Soldaten wirklich verabschiedet sind, ob sie wirklich keine Waffen führen, dafür muß der Türkei die Versicherung des Schiffskommandanten genügen, während sie sich bei einem englischen oder französischen Schiffe mit dieser Versicherung nicht zu begnügen braucht. Entspricht auch das noch dem Prinzipe der Neutralität der Dardanellen und der gleichen Behandlung der Schiffe aller Nationen? Es mag richtig sein, daß die Türkei mit diesem Uebereinkommen die im Pariser Vertrage stipulirte Schließung der Meerengen für Kriegsschiffe Rußland gegenüber nicht anzugeben beabsichtigte, aber ihr Recht, darüber zu wachen, daß die Meerengen auch wirklich geschlossen bleiben, hat sie allem Anscheine nach Rußland gegenüber aufgegeben, und das kommt ziemlich auf das Gleiche hinaus.

Zur Zeitungsfehde über die **Haltung des Vatikans gegenüber dem Dreibund** und zu Gunsten Frankreichs läßt sich nunmehr auch eine Stimme vernehmen, welche die Kurie gegenüber den wider sie erhobenen Vorwürfen entschieden in Schutz nimmt. Der „Pol. Korr." schreibt man über dieses Thema aus Rom:

„Die päpstliche Kurie hat sich ebensowenig die Bekämpfung der Tripelallianz zum Ziele gesetzt, als sie an ein Bündniß mit Frankreich denkt, wie ihr dies kürzlich von einer Reihe italienischer, österreichischer und deutscher Blätter zugemutet wurde. Der Papst verfolgte mit dem den Katholiken Frankreichs erteilten Ratschlag, die republikanischen Institutionen zu achten, keinerlei uneingestandenen Zweck und er handelte hierbei im Sinne des von ihm bei den verschiedensten Gelegenheiten ausgesprochenen und stets festgehaltenen Grundsatzes, daß die Wahrung der Interessen der katholischen Kirche von den politischen Parteibestrebungen in den einzelnen Staaten nicht abhängig gemacht werden dürfe. Nicht der französischen Regierung wollte somit der Papst einen Dienst leisten, um dieselbe für irgend welche Aspirationen des Vatikans zu gewinnen, sondern nur der Kirche selbst, für deren Interessen die Katholiken in Frankreich in viel wirksamerer Weise eintreten vermöchten, wenn sie auf dem Boden der Republik stehen, denn als grundsätzliche Gegner der bestehenden Staatsform."

Im Interesse der Kirche läge es, wenn obige Darstellung den tatsächlichen Verhältnissen entspräche.

Ueber den **Ministerwechsel in Konstantinopel** wird der „Polit. Korresp." berichtet, daß demselben lediglich innere politische Erwägungen zu Grunde liegen und sie fügt hinzu, die Hauptaufgabe Rifat Paschas als Minister des Innern werde die Beseitigung des Räuberunwesens sein, dem er auch als Gouverneur in Syrien ernstlich zu Leibe gegangen sei. Belgrader Blätter dagegen melden, daß der Sturz des Großveziers Kiamil Pascha in serbischen politischen und diplomatischen Kreisen große Sensation hervorgerufen habe. Der Personenwechsel habe einen ernsten politischen Hintergrund. Die Gegensätze zwischen den Mächtegruppen am Goldenen Horn hätten sich bedenklich verschärft.

In dem **chauvinistischen Sedanartikel Zola's,** von dem wir im Feuilleton (Nr. 206, 1. Blatt) Notiz nahmen, war u. A. ausgeführt, daß der Krieg etwas Unvermeidliches sei, daß er zur natürlichen Ordnung der Dinge, zu den Bedingungen des Lebens gehöre, daß er eine Schule der Disziplin und des Opfermutes sei, daß nur kriegerische Nationen gedeihen u. s. w. Diese kultumfeindlichen, auch bei uns gelegentlich vorgebrachten Sophismen werden im Journal des Debats treffend, wie folgt, abgefertigt:

„Welcher ordentliche Zögling kann nicht die gleichen Sätze entwickeln? Es ist die bekannte Theorie de Maistre's über den Krieg. Seither hat man ihr einen moderneren und wissenschaftlicheren Anstrich gegeben, indem man an die Stelle des Schlachtengottes den Kampf um's Dasein setzte. Aber es ist immer die alte Barbarei, deren Abschaffung von den Mystikern der Religion und der Wissenschaft gleich eifrig verlangt wird. Mir scheint, daß Schriftsteller vom Talent und dem Rufe eines Zola gegenwärtig etwas Anderes tun sollten, als solche Phrasen in das Publikum werfen. Die beste Art, den Krieg nicht zu vermeiden, besteht darin, daß man den Leuten vorredet, er sei unvermeidlich. Man darf nicht durch eine Art von Beweisführung die Leute dahin bringen, daß sie zum Voraus den Zorn oder die mörderischen Launen derer, von denen sie regiert sind, resignirt über sich ergehen lassen. Zola meint, den Krieg wünschen, sei ein schenßlicher Wunsch. Es ist aber auch eine scheußliche Sache, den alten Unsinn, daß der Krieg etwas Unvermeidliches sei, wieder breit zu treten. Denn dadurch lähmt man von vornherein den guten Willen und den Mut aller derer, die bereit wären, für den Frieden und die Beteiligung der Zivilisation zu kämpfen. Der Krieg soll unvermeidlich sein? Ja, wer weiß dies denn? Wer kann es beweisen? Zola meint, man müsse künftig einen Krieg nur dann beginnen, wenn man alles Mögliche getan habe, um ihn zu vermeiden. Vernünftiger wäre wohl, jetzt schon zu sagen, wenn derartige Katastrophen zur Zeit noch möglich und sogar wahrscheinlich sind, so liege es doch in der Gewalt der Menschheit, sie für immer zu vermeiden. Hypothese gegen Hypothese, Chimäre gegen Chimäre; diese wäre wenigstens die wohltätigere. Uebrigens, ich weiß nicht, ob die Kriegspropheten schon beobachtet haben, daß in der Menschheit neue Ideen auftauchen. Es handelt sich weder um Kongresse, noch um Utopien, noch um sentimentale Träumereien. Wie der Sozialismus in einem gewissen Teile des Volkes um sich greift, so bildet sich in anderen Klassen ein Kosmopolitismus des Geschmackes und der Intelligenz aus. Man sagt sich hier und wiederholt es, daß der Krieg nicht mehr wie ehedem die Gelegenheit ist, sich auf Kosten freigebig gesperrter Menschenleben Ruhm zu verschaffen, und daß er auch nicht mehr, wie zu den Zeiten barbarischer Invasionen, ein gegenseitiges Völkermorden ist; die kolossale Dornirtheit solcher Schlächtereien leuchtet Allen immer klarer ein. Man sagt sich und wiederholt es, daß die Notwendigkeit dieser Blutbäder, in denen die Völker Kraft und Gesundheit wiederfinden sollen, nicht unwiderleglich bewiesen ist, und daß es eine merkwürdige Art ist, eine Nation dadurch lebensfähiger zu machen, daß man die Blüte ihrer Jugend ins Verderben führt. Der gesunde Menschenverstand empört sich gegen solche blutigen Sophismen, deren Vernunftwidrigkeit den zivilisirten Nationen täglich klarer wird. Man sagt sich und wiederholt es, daß das nationale Gefühl ein mächtiger Sporn zu Opfern und Tugenden sein kann auch ohne diese periodischen Verletzungen aller Gottheiten und menschlichen Gesetze, und daß die Idee des Vaterlandes nicht untrennbar verbunden ist mit dem internationalen Blutbade. Das Alles ist nicht sehr neu; es sind ebenso veraltete Gemeinplätze wie die religiösen oder biologischen Phrasen über das unvermeidliche Verhängniß des Krieges. Aber was wirklich neu, sehr neu ist, das ist der Umstand, daß diese Dinge direkt gedacht und ohne Achtung vor der Menschheit ausgedrückt werden von Arbeitern, Bürgern und selbst Berufssoldaten, und es ist überraschend, daß gerade jetzt die Schriftsteller auf de Maistre und Proudhon zurückgreifen und darauf hinarbeiten, den Krieg unvermeidlich zu machen, indem sie ihn als solchen erklären."

Kiel, 5. September. Das chilenische Kriegsschiff „Presidente Pinto" liegt bei Faxoe, 13 Meilen von Kopenhagen. Der Dampfer „Jesmond", welcher mit Montirungsstücken für das chilenische Schiff bisher im Kieler Hafen lag, hat Ordre erhalten, heute nach Newcastle abzudampfen.

Brüssel, 4. September. Der am 26. Juli von Banama abgegangene Kurier vom Kongo sagt aus, daß zum Datum der Abfahrt in Boma nichts bekannt gewesen sei, was die in Europa verbreiteten Gerüchte über die Lage im Hochkongo bestätigen könnte. Aus dem Niederkongo ist kein bemerkenswertes Vorkommniß zu melden. Der Direktor einer holländischen Handelsfirma hatte die Generalverwaltung des Kongostaates um Hilfe ersucht gegen Eingeborene, welche auf dem Handelswege von Matyumbe nach der Faktorei Robiataffi die Träger der Firma anhielten. Eine Expedition stellte am 1. Juli die Route sicher. Unlängst seiner Zuniresse nach Wahi konstatirte der Vize-Generalgouverneur des Kongostaates, daß die politische Lage der durchreisten Gebiete des Niederkongo ausgezeichnet sei. Wauthier meldet aus dem Ituribirgiebiete Schwierigkeiten mit den Eingeborenen. Er befindet sich 7 Tagemärsche vom Boumbo und reist nach den Nordgebieten, um den Einfällen der Araber einen Damm entgegenzustellen.

Rom, 4. September. Von unterrichteter Seite wird in Abrede gestellt, daß der Kriegsminister die Mobilisirung eines Armeecorps beabsichtige. Selbst die großen Manöver seien in diesem Jahre aus Rücksichten der Sparsamkeit abgestellt worden.

w **Petersburg,** 5. September. (Privat-Telegramm der

---

tz **In Kroll's Theater** wurde am Freitag zur Vorfeier des Tages, an welchem vor hundert Jahren Giacomo Meyerbeer in Berlin das Licht der Welt erblickte (5. September 1791), eine besonders solenne Aufführung von dessen „Prophet" veranstaltet. Meyerbeer beherrscht mit seinen glanzvollen Opern heute zwar den Spielplan der Opernbühnen nicht mehr so ausschließlich, wie noch vor einem halben Menschenalter: mehr und mehr tritt der auf musikalischen, dynamischen und rhythmischen Kontrasten beruhende äußere Effekt der sogenannten großen Oper zurück gegen die von innen heraus sich vollziehende allseitige Entwickelung des musikalisch-dramatischen Kunstwerks; der glänzende Stern Meyerbeer ist schon erheblich verblichen vor dem leuchtenden Gestirn Richard Wagner — aber lange noch wird sich die musikliebende Welt an Meyerbeer's Opern „Robert der Teufel", „Hugenotten", „Prophet", „Afrikanerin" erfreuen, und nimmer wird man vergessen, daß Meyerbeer es gewesen, der einer ganzen Epoche in der Entwickelung der Oper den Stempel aufgedrückt. Das Alte stürzt es ändert sich die Zeit, und neues Leben blüht aus den Ruinen. Dies Dichterwort bewahrheitet sich auch auf dem Gebiete der Kunst, und wie in den Ruinen die Großartigkeit eines Genies der Vergangenheit im Einzelnen noch heute imponirend auf nachgeborene Geschlechter wirken kann, so wird auch in Meyerbeers Opern gar Manches dem Zahn der Zeit siegreich trotzen und seine eminente Wirkung auf Phantasie und Empfindung nachkommender Generationen nicht versagen. Der „Prophet" steht in dieser Beziehung mit obenan, hier zeigt sich das ursprüngliche, fruchtreiche Genie des Komponisten mit am glänzendsten. Und es waren am Freitag nicht nur die wundervollen Leistungen zweier Hauptpersonen in der Besetzung, welche den ungeheuren Beifall hervorriefen, denn sie wurden ja getragen von dem, was der Komponist für sie geschaffen, und können für ihren großen Erfolg eben nur dem gegenwärtigen Jubilar dankbar sein. Frau Moran-Olden sang die Fides, Herr Emil Götze den Johann von Leyden: zwei Gestalten, welche sich auf der Bühne erhalten werden, so lange es Altstimmen und Tenöre geben wird, die sie gesanglich und schauspielerisch zu verkörpern im Stande sein werden. Mit der Fides trat Frau Moran in ihr eigentliches Fahrwasser, hier konnte sie die Wucht ihrer Stimme, deren außergewöhnlichen Umfang und ihr ganzes glänzendes Talent einer ausgezeichneten Darstellerin entfalten, und so feierte sie denn, namentlich mit der alle Kräfte in Anspruch nehmenden Domscene, einen Triumph seltener Art. Allerdings stand ihr zur Unterstützung Emil Götze zur Seite, über dessen Prophet hier schon mehr als einmal berichtet worden ist, so daß es genügt, heute nur zu konstatiren, daß er im Vollbesitz seiner herrlichen Mittel sich befand und die Zuhörer ebenso zu jubelndem Beifall fortzureißen verstand wie seine berühmte Partnerin. Es versteht sich von selbst, daß sich neben ihnen auch Frl. Prosky die größte Mühe gab, als Bertha mit ihnen gleichen Schritt zu halten. Die übrige Besetzung war im Großen und Ganzen dieselbe, wie sie erst vor Kurzem hier angegeben worden, das Haus zeigte sich nahezu ausverkauft, und so gestaltete sich denn der Abend in seinem wahrhaft festlichen Anstrich zu einer würdigen Vorfeier von Giacomo Meyerbeer's hunderstem Geburtstage.

---

ar **Der Bildhauer Professor Adolf Hildebrand,** dessen jüngstes Werk die Helmholtz-Büste darstellt, ist zum stimmfähigen Ritter der Friedensklasse des Ordens pour le mérite ernannt worden. Hildebrand besitzt die große goldene Medaille und gehört zu den Künstlern, die für das National-Denkmal Kaiser Wilhelms zum engeren Wettbewerb aufgefordert waren, auf eine Beteiligung aber verzichtet hatten.

Dem Komponisten Felix Mendelssohn-Bartholdy soll in Leipzig ein Standbild errichtet werden, dessen Enthüllung im nächsten Frühjahr bevorsteht. Es ist ein Werk des Bildhauers Werner Stein und zeigt den Tondichter in bald zurückgeschlagenem Mantel. Der Bronzeguß wurde kürzlich in der braunschweiger Kunstwerkstatt von Howald ausgeführt.

„Der Pofi" hatten wir eine Notiz entnommen, betreffend den Beschluß des Vereins Berliner Presse, gegen den M. H. zeichnenden Mitarbeiter der „Gegenwart" eine gerichtliche Klage erheben zu wollen. Die darin aufgestellte Behauptung, daß Herr Harden sich eines Pseudonyms bediene, widerlegt derselbe durch folgende Erklärung: Nach Recht und Gesetz steht mir kein anderer Name zu und ich bediene mich daher keines Pseudonyms, wenn ich zeichne.

Maximilian Harden.

Vergessene Reliquien Gottfried Keller's — unter diesem Titel erinnert ein Mitarbeiter der „Köln. Ztg." daran, daß der Meister der erzählenden Kleinkunst in Berthold Auerbach's Volkskalender (1863 und 1866) zwei Novellen veröffentlicht habe, welche vollkommen in Vergessenheit geraten seien. Diese Novellen aber sind um der politischen Tendenz willen beachtenswert. In Auerbach's Volkskalender finden sich — wie die „K. Z." berichtet — starke Berührungen mit der geistigen Atmosphäre, in der sich der Kronprinz Friedrich Wilhelm bewegte. Der Jahrgang 1863 bringt eine im Hinblick auf die Veröffentlichungen der Hahm'schen Duncker-Biographie doppelt merkwürdige biographische Skizze über Franz v. Roggenbach, denselben badischen Staatsmann, der der jüngeren Generation vorwiegend aus dem Prozesse gegen den Professor Geffcken als Freund des Kaisers Friedrich bekannt geworden ist: in diesem Aufsatz wird Roggenbach geradezu als der Mann bezeichnet, der durch seine geistige Bedeutsamkeit und seine Charaktereigenschaften dereinst berufen sein werde, die deutsche Frage zu lösen und die Völker Deutschlands zur Einheit und zur Freiheit zu führen. Die Geschichte hat später zum Träger ihrer Mission freilich einen Mann der Tat, Otto von Bismarck, gemacht! In jenem Artikel werden Aeußerungen aus Roggenbachs eigenem Munde angeführt, aus denen hervorgeht, daß er mit vollem Bewußtsein gerade das sich zum Ziel gesetzt hatte, was seine Verehrer von ihm erwarteten.

Von den beiden Novellen Kellers ist die 1863 erschienene, „Verschiedene Freiheitskämpfer", die dichterisch vollkommenere und abgerundetere, während die andere, „Der Wahltag, eine eidgenössische Geschichte", an unmittelbar praktischen Gedanken reicher ist. Die „Verschiedenen Freiheitskämpfer" spielen im Jahre 1798, also zur Zeit der französischen Revolution. Die Novelle ist außerordentlich kunstvoll gebaut: sie hebt an mit der markigen Schilderung der Rückwirkung, die in der Schweiz die französische Revolution ausübte. Daraus hebt sich dann die Stimmung ab, die an dem Schauplatze der Begebenheiten herrscht, einer mugenannten schweizerischen Stadt. Diese allgemeinen Verhältnisse bilden den Hintergrund für die Geschicke der einzelnen, die ihrerseits veranschaulichen, wie jene in den Genüssen der handelnden Personen wirken, und so die großen Bewegungen der Zeit symbolisch wiederspiegeln.

„Der Wahltag" ist kaum als Novelle zu bezeichnen; diese „eidgenössische Geschichte" ist vielmehr ein politischer Dialog, sein Thema die politische Indolenz des Volkes. Gegen diese eifert ein erfahrener Bauer und giebt seinen Enkelsöhnen am Wahltag die Lehre: „Der festeste Grund für ein Regiment ist die lebendige Teilnahme des Volkes. . . . Du pflügst und säst auf deinem Feld, ohne zu wissen, was du erntest, und doch hist du nicht verdrossen, es zu tun; da, wo du aber weißt, was du erntest, wo du dein Schicksal in der Hand hast, da scheust du dich, zu säen, und glaubst, es wachse dennoch. Zuletzt aber wird es nicht mehr wachsen oder wenigstens nicht, was dir gefällt."

Mont Blanc-Expedition. Aus Chamounix geht der „Neuen Zür. Ztg." folgende telegraphische Mitteilung zu: Dr. Jacottet, welcher seit einer Woche der Begleiter Ingenieur Zunfeld's auf dem Mont Blanc war, ist letzte Nacht infolge einer Lungenentzündung gestorben. Die Leiche wurde heute zu Thal gebracht. Ingenieur Zunfeld, welcher sie begleitete, ist in Chamounix wohlbehalten angekommen. Jacottet ist also jenem schrecklichen Schneesturm zum Opfer gefallen, der die Schutzhütte des Mont Blanc zu wild umraste.

Heiteres.

Grüner oder schwarzer Thee. Patientin (erblindet): „Aber, Herr Doktor, Thee dürfen Sie mir nicht verbieten; ich bin denselben gewöhnt."

Arzt: „Grünen Thee kann ich Ihnen nicht gestatten, höchstens schwarzen."

Patientin: „Das ist mir egal; sehen kann ich ihn ja doch nicht."

O, diese Männer! Eine junge Frau telegraphirte, so erzählt die heimatlose offiziöse „Zentsche Verkehrs-Zeitung", von Berlin an ihren in Pest weilenden Gatten: „Fieber Heinrich, wir sind alle wohl, schreibe bald und bleibe treu Deiner Minna." Am andern Morgen erhielt die Absenderin folgende Antwort: „Dein Telegramm leider verspätet erhalten. Heinrich."